

Amos Oz

Panther im Keller

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4393

Palästina zur Zeit der englischen Besatzung: »Profus ist ein gemeiner Verräter«, steht eines Morgens an der Hauswand. Das ist so ziemlich der schlimmste Vorwurf für einen 12jährigen Jungen, der ganz in der Vorstellung aufgeht, ein Untergrundkämpfer zu sein. Doch Profus hat ein Tabu gebrochen: Er hat sich mit dem Feind, einem englischen Sergeant, angefreundet – und dabei den Feind aus den Augen verloren.

Amos Oz greift ein brisantes Thema auf: Ist es vorstellbar, daß ein Feind sich menschlich zeigt? Und wie würde man selbst darauf reagieren?

Amos Oz, geboren 1939 in Jerusalem, ist einer der Mitbegründer der israelischen Friedensbewegung Schalom Achschaw. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. 1992 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 2005 mit dem Goethe-Preis der Stadt Frankfurt am Main.

Zuletzt erschienen *Verse auf Leben und Tod* (st 4084), *Geschichten aus Tel Ilan* (st 4209) und *Mein Michael*. Roman (it 4005).

Amos Oz
Panther im Keller

Roman

Aus dem Hebräischen von
Vera Loos und Naomi Nir-Bleimling

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel
panter bamartef
im Verlag Keter Publishing House, Jerusalem
Umschlagfoto: akg-images

Erste Auflage 2012
suhrkamp taschenbuch 4393
© Amos Oz und Keter Publishing House 1995
© Carl Hanser Verlag München Wien 1997
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
Carl Hanser Verlags München Wien
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46393-2

Panther im Keller

Für Dean, Nadav, Alon und Ya'el

Viele Male in meinem Leben hat man mich Verräter genannt. Das erste Mal, als ich zwölfteinviertel Jahre alt war und in einem Stadtteil am Rand von Jerusalem wohnte. Es war in den Sommerferien, weniger als ein Jahr, bevor die britischen Machthaber das Land räumten und aus dem Krieg der Staat Israel geboren wurde.

Eines Morgens erschien in schwarzer, fetter Farbe auf der Mauer des Hauses, in dem wir wohnten, unter dem Küchenfenster eine Aufschrift: »Profus ist ein gemeiner Verräter«. Das Wort gemein ließ eine Frage aufkommen, die mich auch jetzt, da ich hier sitze und diese Geschichte niederschreibe, interessiert: Kann es sein, dass ein Verräter nicht gemein ist? Wenn nicht, warum hatte Chita Resnik (ich hatte seine Handschrift erkannt) sich dann die Mühe gemacht, das Wort gemein hinzuzufügen? Und wenn ja, wann ist ein Verrat keine gemeine Tat?

Der Spitzname Profus hing mir an, seit ich diese Eigenart entwickelt hatte. Er kam von der Abkürzung für Professor und rührte von meiner Manie her, Worte genauen Untersuchungen zu unterziehen. (Bis heute hege ich eine Vorliebe für Worte, liebe es, sie zu sam-

meln, zu arrangieren, zu mischen, zu drehen, zusammenzufügen. Ungefähr so, wie die Liebhaber des Geldes es mit Münzen und Scheinen tun und die Freunde des Kartenspiels mit den Spielkarten).

Vater hatte um sechs Uhr dreißig das Haus verlassen, um die Zeitung zu holen, und die Aufschrift unter dem Küchenfenster entdeckt. Beim Frühstück, als er gerade dabei war, eine Scheibe Schwarzbrot mit Himbeermarmelade zu bestreichen, steckte er jäh das Messer fast bis zum Schaft ins Marmeladenglas und sagte mit seiner gemessenen Stimme: »Sehr schön. Eine Überraschung. Was hat Seine Exzellenz denn angestellt, dass uns diese Ehre zuteil wird?«

Mutter sagte: »Quäl ihn nicht schon am frühen Morgen. Es genügt, dass die Kinder ihm zusetzen.«

Vater trug khakifarbene Kleidung wie die meisten Männer unseres Viertels in jenen Tagen. Er hatte die Gebärden und auch die Stimme eines Menschen, der vollkommen im Recht ist. Er förderte mit seinem Messer einen zähen Himbeerklumpen vom Boden des Glases, bestrich beide Hälften der Brotscheibe gleichermaßen und sagte:

»Die Wahrheit ist, heutzutage nimmt nahezu jedermann das Wort Verräter allzu leicht in den Mund. Wer ist eigentlich ein Verräter? In der Tat. Ein ehrloser Mensch. Ein Mensch, der heimtückisch, hinterhältig, für irgendeinen zweifelhaften materiellen Vorteil dem Feind behilflich ist, gegen das eigene Volk zu handeln. Oder seiner eigenen Familie und seinen Freunden Schaden zuzufügen. Schmähhlicher als ein Mörder. Bit-

te iss dein Ei auf. In der Zeitung schreiben sie, dass in Asien Menschen vor Hunger sterben.«

Mutter zog meinen Teller zu sich heran und aß das Ei und den Rest der Marmeladenschnitte, nicht aus Appetit, sondern aus Friedfertigkeit. Und sagte: »Wer liebt, ist kein Verräter.«

Dieser Satz war weder an mich noch an Vater gerichtet, sondern ihrem Blick zufolge an den Nagel, der über dem Eisschrank in der Küchenwand steckte und keinerlei Funktion erfüllte.

Nach dem Frühstück machten meine Eltern sich auf den Weg zur Arbeit und eilten zur Bushaltestelle. Ich blieb zu Hause und war frei. Bis zum Abend hatte ich ein Meer von Zeit, denn wir hatten Sommerferien. Als Erstes räumte ich den Tisch ab und alles, was in den Eisschrank gehörte, in den Eisschrank, was in die Schränke kam, in die Schränke, und was gespült werden musste, in den Spülstein, denn ich genoss es, den Tag über aller Verpflichtungen entledigt zu sein. Das Geschirr wusch ich ab und stellte es verkehrt herum in den Ablauf. Dann ging ich von Zimmer zu Zimmer und schloss Läden und Fenster, um mir bis zum Abend eine Höhle zu schaffen. Sonne und Wüstenstaub konnten Vaters Büchern, die die Wände bedeckten und unter denen sich seltene Exemplare befanden, schaden. Ich las die Morgenzeitung und ließ sie sorgfältig gefaltet auf der Ecke des Küchentischs liegen, Mutters Brosche legte ich zurück in ihre Schublade. All dies verrichtete ich nicht wie ein Verräter, der für seine Niedertracht Buße tat, sondern aus Liebe zur Ordnung. Bis heute habe ich die Gewohnheit, jeden Morgen und jeden Abend eine Runde durch das Haus zu machen und jeden Gegenstand an seinen Platz zu

legen. Vor fünf Minuten habe ich hier etwas über das Schließen von Läden geschrieben, worauf ich meine Arbeit unterbrach, da es mir in den Sinn kam, aufzustehen und die Badezimmertür zuzumachen, die wohl lieber offen geblieben wäre: So jedenfalls klang ihr Jammern, als ich sie schloss.

Jenen ganzen Sommer über gingen Vater und Mutter um acht Uhr früh aus dem Haus und kamen um sechs Uhr abends zurück. Im Eisschrank wartete ein Mittagessen auf mich und die Tage waren frei bis zum Horizont. Man hätte zum Beispiel mit einer Hand voll Soldaten, fünf oder zehn, auf der Strohmatte ein Spielchen beginnen oder mit Pionieren, Landvermessern, Erbauern von Straßen, Errichtern von Schützengräben in aller Ruhe die Naturgewalten bezwingen und ein paar Feinde besiegen, sich dann zum Herrscher über die Weiten des Landes machen, Städte und Dörfer hochziehen und Straßen zwischen ihnen planen können.

Vater arbeitete als Korrektor und ging ein wenig dem Lektor eines kleinen Verlags zur Hand. Nachts pflegte er, umgeben von den Schatten seiner Bücherregale – den Körper in der Dunkelheit versunken und nur das graue Haupt im Lichtkegel der Schreibtischlampe, mit geneigten Schultern, als schleppe er sich müde durch die Schlucht zwischen den sich auf seinem Pult türmenden Bücherbergen –, bis zwei oder drei Uhr morgens dazusitzen und Karteikärtchen oder Merktzettel mit Notizen zu beschriften, als Vorbereitung für sein großes Werk über die Geschichte der

Juden in Polen. Er war ein prinzipientreuer, konzentrierter Mensch, der sich hingebungsvoll der Idee der Gerechtigkeit verschrieben hatte.

Mutter hingegen liebte es bisweilen, ihr halb leeres Teeglas vor die Augen zu heben und hindurch in das blaue Licht im Fenster zu schauen. Manchmal brachte sie das Glas an ihre Wange, als schöpfe sie aus dieser Berührung Wärme. Sie war Lehrerin und Betreuerin in einem Heim für neu eingewanderte Waisen, denen es gelungen war, sich in Klöstern oder abgeschiedenen Dörfern vor den Nazis versteckt zu halten, und die, nach Mutters Worten, »geradewegs aus dem finsternen Tal der Todesschatten« zu uns gekommen waren. Worauf sie sich umgehend verbesserte: »Die von Orten kommen, in denen der Mensch des Menschen Wolf ist. Sogar der Flüchtende des Flüchtenden, selbst das Kind des Kindes Wolf.« Ich fügte in meinen Gedanken die abgeschiedenen Dörfer mit den Horrorgestalten von Wolfsmenschen und der Finsternis des Tals der Todesschatten zusammen. Ich mochte die Worte finster und Tal; unverzüglich hatte ich ein in Dunkelheit gehülltes Tal vor Augen, voller Klöster und Kellergewölbe. Und der Begriff Todesschatten zog mich an, weil ich ihn nicht verstand. Wenn ich ihn flüsternd wiederholte: Todesschatten, konnte ich beinahe einen tiefen, dumpfen Laut vernehmen, ähnlich dem Klang, der von der letzten Taste, der dunkelsten, des Klaviers ausgeht. Dem Laut, der eine Schleife dunkler Echos nach sich zieht: als sei ein Unglück geschehen, das nicht wieder gutzumachen war.

Ich ging zurück in die Küche. In der Zeitung stand, dass wir in einer schicksalhaften Zeit lebten und darum unsere letzten Kräfte mobil machen müssten. Und noch etwas stand dort geschrieben: dass die Schandtaten der britischen Regierung schwere Schatten werfen und das hebräische Volk aufgerufen sei, sich der ihm auferlegten Prüfung zu stellen.

Ich ging aus dem Haus, sah mich nach allen Seiten um und versuchte, wie im Untergrund üblich, zu prüfen, ob mich jemand beschattete: ein Fremder mit Sonnenbrille, hinter einer Zeitung versteckt, verborgen im Schatten des Hauseingangs zu einem der umliegenden Gebäude. Die Straße schien mir jedoch in ihre eigenen Angelegenheiten vertieft: Der Gemüsehändler war dabei, aus leeren Kisten eine Mauer zu errichten. Der Laufbursche vom Laden der Brüder Sinopski zog einen knarrenden Handwagen hinter sich her. Die einsame Alte Fanni Ostrowska fegte beharrlich das Fleckchen Gehweg vor ihrer Haustür, wohl schon zum dritten Mal an diesem Morgen. Frau Doktor Gripius, die ledige Ärztin, saß auf ihrem Balkon und füllte Karteikarten aus, Vater hatte sie ermutigt, Material zu sammeln und den Versuch zu unternehmen, Erinnerungen an das jüdische Leben in ihrer Heimatstadt Rosenheim festzuhalten. Der Ölhändler kam langsam mit seiner Droschke vorbei, die Zügel schläfrig auf den Knien, und bimmelte mit einer Handglocke, während er seinem Pferd eine Art jiddischen Sehnsuchtsgesang vortrug. Und ich stand da und studierte abermals, aufs Gründlichste, die schwar-

ze Aufschrift »Profus ist ein gemeiner Verräter«. Vielleicht gab es irgendein winziges Detail, das die Sache in neuem Licht erscheinen ließe. Vor Hast oder Angst war der letzte Buchstabe des Wortes boged, Verräter, beinah zu einem r geraten, so dass man in mir keinen gemeinen Verräter, boged, sondern einen gemeinen Erwachsenen, boger, sehen konnte. An jenem Morgen hätte ich alles, was ich besaß, darum gegeben, ein Erwachsener zu sein.

Folglich war es Chita Resnik wie in »Bileams Geschichte« ergangen.

Serubbabel Gichon, unser Lehrer in Bibelkunde und Judentum, hatte uns im Unterricht erklärt: »Bileams Geschichte ist die: Er hatte die Absicht, einen Fluch zu sprechen, der ihm zu einem Segen geraten ist. Wie der britische, feindlich gesinnte Minister Ernest Bevin, der im Londoner Parlament geäußert hat, die Juden seien ein verbissenes Volk. Dem ist auch Bileams Geschichte passiert.«

Herr Gichon hatte die Angewohnheit, seinen Unterricht mit Scherzen zu würzen, über die niemand lachen konnte. Oft musste, wenn er zur allgemeinen Belustigung beitragen wollte, seine Frau herhalten. So auch, als er uns den Satz aus dem Buch der Könige erklären wollte: »Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich will euch mit Skorpionen züchtigen.« Peitschen und Skorpione. Skorpione sind hundert Mal schlimmer. Ich quäle euch mit Peitschen und werde von meiner Gnädigsten mit Skorpionen gezüchtigt.« Oder: »Nehmen wir den Satz ›denn wie das Krachen

der Dornen unter den Töpfen, so ist das Lachen der Tore«. Der Prediger Salomo 7. Man stelle sich Frau Gichon vor, wenn sie ein Lied anstimmt.«

Einmal sagte ich beim Abendessen: »Es vergeht kaum ein Tag, an dem Gichon seine Frau nicht vor der Klasse betrügt.«

Vater sah Mutter an und sagte: »Dein Sohn ist zweifellos nicht ganz bei Trost.« (Vater liebte die Formulierung zweifellos und auch die Worte buchstäblich, wahrhaftig und durchaus.)

Mutter sagte: »Warum versuchst du nicht herauszubekommen, was er uns sagen will, statt ihn zu beleidigen? Nie hörst du ihm richtig zu. Auch mir nicht oder sonst jemandem. Höchstens den Nachrichten im Radio.«

»Alles«, sagte Vater langsam und bedächtig, da es seiner grundsätzlichen Art entsprach, sich nicht in einen Streit verwickeln zu lassen, »alles auf der Welt hat mindestens zwei Seiten, wie jedermann weiß, abgesehen von irgendwelchen fiebrigen Gemütern.«

Ich wusste nicht, was fiebrige Gemüter waren, aber ich verstand, dass dies wohl kaum der rechte Augenblick war, nachzufragen. Also ließ ich die beiden sich nahezu einen ganzen Moment lang anschweigen, sie brachten bisweilen ein Schweigen zuwege, das gewisse Ähnlichkeiten mit Ellenbogendrücken aufwies.

Erst dann sagte ich: »Außer einem Schatten.«

Vater, die Brille auf der Nasenspitze und von oben nach unten mit dem Kopf nickend, warf mir einen

schrägen, argwöhnischen Blick zu, einen von denen, die sagen wollten, was wir bereits im Bibelunterricht durchgenommen hatten, nämlich dass er gehofft hatte, sein Weinberg brächte gute Trauben, es aber schlechte gewesen seien. Und über die Brillenränder hinweg blickten mich seine blauen Augen an, bloßgelegt, von mir und der ganzen Jugend enttäuscht und auch vom Erziehungswesen, dem er einen Schmetterling anvertraut und das ihm eine Motte zurückgegeben hatte.

»Was redest du da? Wo siehst du einen Schatten?«

Mutter sagte: »Statt ihn zum Schweigen zu bringen, solltest du lieber versuchen herauszufinden, was er sagen will. Schließlich will er uns etwas mitteilen.«

Und Vater: »Na schön. Durchaus. Nun, worüber hat der Verehrteste heute Abend bitte schön die Güte, eine Meinung zu haben? Über welchen mysteriösen Schatten wünscht er sich diesmal auszulassen? Über die Schatten der Berge, die für Berge gehalten werden? Oder über den Schatten, nach dem der Knecht sich sehnt?«

Ich stand auf, um zu Bett zu gehen. Er hatte keine Erklärung aus meinem Munde verdient. Gleichwohl ließ ich Gnade vor Recht ergehen und sagte:

»Außer Schatten, Vater. Du hast gerade gesagt, dass jede Sache auf der Welt mindestens zwei Seiten hat. Du hattest nur fast Recht. Du hast vergessen, dass ein Schatten zum Beispiel immer nur eine Seite hat. Geh und sieh nach, wenn du mir nicht glaubst. Vielleicht machst du sogar ein, zwei Experimente. Schließlich

hast du selbst mir beigebracht, dass es keine Regel ohne Ausnahme gibt und dass man Verallgemeinerungen zweifellos vermeiden sollte. Du weißt schon nicht mehr, was du mir beigebracht hast.«

Das waren meine Worte. Ich trug das Geschirr zum Spülstein und ging auf mein Zimmer.

Ich saß auf Vaters Stuhl an seinem Schreibpult, zog das große Wörterbuch und die Enzyklopädie aus dem Regal und begann, wie ich es von ihm gelernt hatte, auf einem leeren Kärtchen eine Wortliste anzulegen:

Verräter. Denunziant. Verleumder. Spion. Verschwörer. Deserteur. Fünfte Kolonne. Kollaborateur. Hochverräter. Spitzel. Doppelagent. Messer in den Rücken. Abtrünniger. Feind Israels. Religionsschänder. Seelenverkäufer. Maulwurf. Provokateur. Brutus (siehe unter Rom). Quisling (siehe unter Norwegen). Treuebrecher. Im Bereich des Ehelebens: unterhält Beziehungen zu einem Dritten. Ehebrecher. Auf Abwege Geratener oder Geratene. Metaphorisch: Ehrabschneider. Scheinheiliger. Speichellecker. Radfahrer. Januskopf. Tartüff. Judas Iskarioth (nur im christlichen Sprachgebrauch). ›Auf einen Treulosen hoffen zur Zeit der Not‹ (Die Sprüche Salomos, 25.19).

Ich klappte das Wörterbuch zu: Schwindelanfall. Die Liste, die ich auf Vaters leerem Kärtchen angelegt hatte, erschien mir wie ein undurchdringlicher Wald, in dessen Schatten sich unzählige Wege gabelten, von denen mehr und mehr Pfade abzweigten, die sich in der Dunkelheit des Dickichts verloren, sich wanden,

sich trafen, sich für einen Augenblick vereinten und wiederum auseinander liefen, zu Schlupfwinkeln führten, wo es Höhlen, Farne und Labyrinth gab, Nischen, Felsvorsprünge, entlegene Täler und Staunen und Wundern darüber, wie sich Feind, Verkäufer und Radfahrer, Agent und Messer, Speichellecker und Maulwurf, Schänder und Verführer plötzlich überschritten? Und was bedeutete Tartüff? Was waren die düsteren Taten, die Brutus und Quisling begangen hatten? Und auch: Windung. Gabelung. Kreuzung. (Bis zum heutigen Tag darf ich während der Arbeit keine Enzyklopädien und Wörterbücher aufschlagen. Wenn ich anfangs, in ihnen zu blättern, ist ein halber Tag verloren.) Es war schon nicht mehr wichtig, was ich war, ein Verräter, ein Maulheld, ein übergeschnappter Junge, denn an jenem Morgen segelte ich über die Breiten der Enzyklopädie, stieß auf meiner Reise zu den Stämmen der Wilden von Papua in Kriegsbemalung, auf seltsame Krater glühender Planeten, die in vulkanischen Höllenfeuern loderten, oder umgekehrt auf solche, die eisig waren und von ewiger Finsternis umgeben (lag dort der Todesschatten?), ich strandete auf Inseln und irrte durch ewige Sümpfe, gelangte zu Menschenfressern und asketischen Höhlenmönchen, zu dunkelhäutigen, gottverlassenen Juden aus den Tagen der Königin von Saba, las über die Kontinente, die unentwegt Jahr um Jahr einen halben Millimeter voneinander abrücken. (Wie lange konnte dies Abstandnehmen fort dauern? Zu guter Letzt würden sich die Kontinente in Milliarden von Jahren auf